Der alte Geiger.

Novellette von Auguste Faure. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

1.

Herr Lebonnard, erster Violinist in den Concerten des Conservatoriums, ging an jenem Morgen zu seiner Tochter Alice, die an einen Expedienten des Unterrichtsministeriums, Herrn Deroy, verheirathet war, um sich nach seiner Enkelin Paulette zu erkundigen.

Das Kind, ein schwächliches Geschöpf von 6 Jahren, mit sanften, veilchenblauen Augen, lag seit zwei Monaten im Bett und welkte zusehends dahin; die Auszehrung, dieser Henker der kleinen Pariserinnen, warf eine beunruhigende, fast tragische Blässe auf Paulettes Stirn.

Als Herr Lebonard den fünften Stock der Wohnung des Boulevard Arago, in der seine Tochter wohnte, erstiegen hatte, blieb er stehen, um Athem zu schöpfen, und ein Schreck durchfuhr ihn, als er die Stimme des Doctors vernahm.

Er lauschte und hörte folgende Worte:

„Sie wissen, Madame, was ich Ihnen schon neulich sagte ... Das Kind bedarf der frischen Luft, der Sonne. Es geht in dem unbeständigen Klima der Hauptstadt zu Grunde. Sie müßten es nach dem Süden, nach Nizza schicken ... Nach zweimonatlichem Aufenthalt am Ufer des Meeres würde Ihre Paulette mit blühender Gesundheit auf den Wangen zu Ihnen zurückkehren ... Ich bitte Sie, thun Sie Ihr Möglichstes, um die Kleine fortzuschicken! ... Das wird besser sein, als alle meine Recepte ... Sonst ..."

Hier folgten noch einige kurze, geheimnißvolle, abgehackte Worte, die der Vater Lebonnard nicht deutlich verstehen konnte, die ihn aber doch mitten in's Herz trafen und ihm eine ängstliche, peinliche Empfindung verursachten.

Der Arzt verließ die Wohnung, und der Vater Lebonnard trat sofort ein.

„Na," sagte er zu seiner Tochter, „es scheint ja nicht besser zu werden ... Ich finde Deinen Arzt wirklich einzig! Er spricht von einer Reise nach Nizza, als wenn es sich darum handelte, nach Berch zu gehen! Sie sollten wahrhaftig nur russische Fürsten oder italienische Tenöre behandeln! Na, ich will nur Paulette umarmen und komme dann wieder zu Dir; ich habe Dir etwas Merkwürdiges mitzutheilen!"

2.

Herr Lebonnard saß jetzt im Salon neben Madame Deroy und sprach lebhaft.

„Denke Dir, Alice, ich habe neulich den Besuch eines Originals empfangen, eines großen Engländers mit rötlichem Backenbart, der mir vorschlug, er wolle mir etwas abkaufen ... Na, rathe einmal, was? Meine Geige, eine echte Stradivarius! ... Er bot dafür 10,000 Francs! ... Ein hübscher Bissen, wie Du siehst! Na, ich habe ihn tüchtig abgeführt und zu ihm gesagt: „Mein Herr, Sie könnten dieses Zimmer mit Guineen und Halbkronen mit dem Bilde Ihrer graziös anmuthigen Majestät Victoria füllen, und ich würde Ihnen meine Geige doch nicht geben; denn diese Geige ist ein wahres Juwel, das aus den Händen des göttlichen Künstlers Antonio Stradivarius hervorgegangen und von ihm im Jahre 1702 in Cremona angefertigt worden ist!"

„Ich sehe die Scene vor mir," versetzte Madame Deroy mit melancholischem Lächeln. „Der arme Engländer kam bei einem Fanatiker, wie Du es bist, schlecht an! ... Ich weiß, man könnte Dir die Goldminen Golcondas bieten, und Du würdest Deine Geige doch behalten."

„Gewiß, meine Tochter, gewiß! Höre nur! Ich habe viele bedeutende Geigen in der Hand gehabt; ich habe die deutschen Geigen Bernhard Romberg's, italienische Cunatis mit weichem Ton probirt, die für die Begleitung der Stimme, der Harfe und des Claviers vorzüglich geeignet sind, ich habe auf den kostbaren Geigen gespielt, die man dem Talent Steinen's, jenes Patriarchen verdankt, der hundert Jahre in einem kleinen Flecken Tirols, in der Nähe von Innsbruck lebte; ich habe Alles versucht, sogar die französischen, mit Oel gefirnißten Geigen von Bognaz und Pieroy; nun wohl, keins von diesen Instrumenten kommt meiner alten Stradivarius aus dem Jahre 1702 gleich! ... Doch ich bemerke, daß ich wie eine Elster schwatze, und ich habe um 3 Uhr Probe. Ich gehe. Besten Gruß an Deinen Mann, und pflege vor Allem Deine Paulette gut ... Apropos, ich lade mich Sonntag Morgen zum Frühstück ein, ich werde eine Languste mitbringen .... Auf Wiedersehen! Ich verschwinde!"

Und dem Worte die That folgen lassend, begann der Vater Lebonnard, der trotz seiner 65 Jahre noch immer rüstig war, die Treppen hinunterzusteigen, wobei er, aus Furcht, die Probe zu versäumen, immer vier Stufen auf einmal nahm.

3.

Madame Deroy grübelte.

Sie dachte daran, daß sie mit den 3000 Francs Gehalt ihres Mannes und den geringen Ersparnissen der Wirthschaft nicht daran denken konnte, Paulette nach Nizza zu schicken.

Dann schloß die arme Frau die Augen und versuchte, sich die strahlende Vision des südlichen Frankreichs vorzustellen, das sie nur aus den herrlichen Beschreibungen der Dichter kannte; sie glaubte das blaue Meer zu sehen, wie es mit einem Spitzenschaum die in's Wasser ragenden Felsen verbrämte, und am Ufer, in einer entzückenden, nach Rosen und Heliotropen duftenden Landschaft, sah sie ihre Paulette sitzen, wie sie vom Lichte überfluthet wieder zu leben begann und unter dem heißen Kuß der Sonne und den Liebkosungen des Mittelmeerwindes die Farben ihrer Wangen wiederfand.

Ach! Unsinnige Hoffnung! Thorheit! Tolle Chimäre! Man durfte nicht daran denken!

Und Madame Deroy fühlte, wie eine dicke Thräne an ihren Wangen herniedertropfte, als sie daran dachte, daß ihr geliebtes Töchterchen aus Mangel an einem Sonnenstrahl vielleicht sterben würde!

Plötzlich erbebte sie.

Die Geschichte der Stradivariusgeige kam ihr in den Sinn. Diese 10,000 Francs, die der Engländer dem Vater Lebonnard geboten, das war die Rettung! Damit wäre Paulettes Reise, der Aufenthalt, der kräftigende, wohlthuende Aufenthalt an der azurblauen Küste gesichert! .. 10,000 Francs! ... Nun, man muß diese Geige eben verkaufen, und zwar schnell! ... Welch' glücklicher Zufall! Gewiß, dieser Engländer war verrückt, doch es war ein wohlthätiger Wahnsinn, denn er rettete Paulette vielleicht das Leben ...

Ja, aber ...

Und Madame Deroy fühlte, wie ihre Freude schwand!

Würde der Vater Lebonnard je einwilligen, seine Geige zu verkaufen?

Das hatte Madame Deroy vollständig vergessen, und plötzlich schwand ihre Freude ... Der Vater Lebonnard würde nie einwilligen, seine Stradivarius zu verkaufen ... In seiner fanatischen Künstlerleidenschaft für das wunderbare Instrument, dessen Besitzer er war, würde er sich nie von diesem herrlichen Gegenstande trennen wollen, der unter Umständen einen gräßlichen Egoisten aus ihm machte.

Und die arme Mutter, die sich klar darüber war, daß sie diese Hoffnung aufgeben mußte, ließ die Thränen schneller über ihre Wangen fließen.

Mit Paulette ging es nicht besser. Madame Deroy und ihr Gatte waren untröstlich.

Der Sonntag kam, und der Vater Lebonnard stellte sich zum Frühstück ein.

Er strahlte vor Freude und sagte, ehe man sich zu Tische setzte, zu seinen Kindern:

„Ihr werdet mich vergeßlich schelten. .... Ich hatte eine Languste versprochen und bringe sie nicht einmal mit. Aber wartet; ich werde sie durch eine Vorspeise ersetzen, die Euch ebenso viel Vergnügen machen wird, davon bin ich überzeugt .... Denkt Euch, mir ist der Gedanke gekommen, daß ich, wenn ich die Stradivarius verkaufte, mir den Luxus erlauben könnte, Paulettes Reise nach Nizza zu bezahlen. In Folge dessen machte ich mich, mit meiner Geige unter'm Arm, auf die Suche nach dem Engländer, den ich im Hotel „Bristol" fand. Und das Geschäft ist brillant gegangen ... Da der Mylord von der plötzlichen Sinnesänderung, die in mir vorgegangen war, überrascht schien, so habe ich aus der Tasche meines Ueberziehers Paulettes Bild hervorgezogen, habe es ihm gezeigt und zu ihm gesagt: „Mein Herr, wenn ich Ihnen meine Geige verkaufe, so bin ich überzeugt, daß ich mit dem Gelde, das Sie mir dafür geben werden, diesem kleinen Mädchen das Leben retten werde, dessen Gesundheitszustand dringend eine Reise nach dem Süden benöthigt ... Wissen Sie, was er mir geantwortet hat, dieser verteufelte Engländer? ... Nun denn, er hat seine blauen Augen auf mich gerichtet, hat an seinem blonden Schnurrbart gezupft und mir nur erwidert: „Herr Lebonnard, ich bin kein so schlechter Mensch, als Sie zu glauben scheinen ... Schließen wir einen andern Vertrag. Hier sind 5000 Francs ... ich gebe sie Ihnen ... doch unter einer Bedingung ... Sie sind 65 Jahre alt, ich 31 ... Die Logik sagt, daß Sie vor mir sterben ... Wenn Sie mir, wie ich hoffe, in die andere Welt vorangehen, so erbe ich die Stradivarius, die Sie mir in Ihrem Testament vermachen ... im entgegengesetzten Falle fallen meine Forderungen von selbst weg; Sie behalten meine 5000 Francs, mit der einzigen Verpflichtung, zu meinem Begräbniß das Ave Maria von Gounod zu spielen ... Ist Ihnen das recht?" ... Er fragte mich, ob mir das recht wäre, der brave Mensch! ... Ihr könnt Euch denken, daß ich das Geschäft natürlich abgeschlossen habe!"

Madame Deroy riß die Augen weit auf; ihr Gesicht strahlte vor Freude.

„Und ich habe ein so gutes Geschäft gemacht," fügte der Vater Lebonnard mit leisem, malitiösem Lächeln hinzu, „daß ich mich verpflichte, zum Begräbniß dieses braven Gentleman außer dem Ave Maria, zu Hause auch noch „God save the queen" zu spielen ... Und nun, meine Kinder, zu Tische, ich habe einen cannibalischen Hunger! Nach dem Frühstück werdet Ihr die Koffer packen! ... Ich bringe Paulette noch heute fort, und so wahr ich Lebonnard heiße, ich bringe sie Euch gesund wieder!"

— Absage. Soldat: „Nun Anna, Du bist ja heute so frostig?" — Köchin: „Ja, ich kann mich überhaupt für's Militär nicht mehr erwärmen!"

Aus Odilienberg's Klostermauern.

Von Dr. Hans Luthmer in Straßburg.

Kein Punkt in der ganzen Kette der Vogesen bietet so viel Anziehendes auf kleinem Raume vereinigt, als der Odilienberg. Kein Wunder ist es deshalb, daß er schon seit langer Zeit eine besondere Anziehungskraft auf Einheimische und Fremde ausgeübt hat. Der Naturfreund ergötzt sich an den schönen Waldungen, die seine Hänge umkleiden, und an der herrlichen Aussicht von der weit vorspringenden Höhe; der fromme Pilger steigt zu der Stätte empor, wo nach der Legende die Schutzpatronin des Elsasses, die heilige Odilia, gewirkt hat; der Freund der Kunst sucht die Reste der Vorzeit auf, die zahlreiche Besiedelungsstellen des Berges ihm weisen; der Geschichtsforscher gedenkt der längst vergangenen Zeiten, da die Römer und schon ihre Vorgänger von hier in das Rheinthal hinabschauten, da später Rückert's „Straßburger Tanne", die ganz in der Nähe ihren Standort hatte, „die Kaiser und die Herrn im Lande ziehn und reiten" sah, und fügt der Chronik des Berges ein neues Blatt ein, auf dem den früheren Kaiserbesuchen nach mehr als halbtausendjähriger Unterbrechung ein neuer sich anreiht, der zugleich auf's neue die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den merkwürdigen Berg gelenkt hat.

Jeder der Tausende, die alljährlich die Plattform des Straßburger Münsters besteigen oder auch nur im Fluge auf der modernen Völker-Eisenstraße von Mainz nach Basel das Elsaß durcheilen, kennt „das Kloster, das von seiner Höh' das schöne Elsaß weithin überschaut" und dessen weißleuchtende Mauern ein Wahrzeichen des ganzen Unterelsasses geworden sind. Von woher wir auch aus dem Rheinthale dem Gipfel des Berges zustreben mögen, überall stoßen wir auf alte, geschichtlich bekannte Niederlassungen. Am Fuß des Berges liegt Oberehnheim, der alte Sitz des Herzogs Eticho und später häufig hohenstaufischer Kaiser, nur wenig weiter das in der Kunstgeschichte durch seine herrliche romanische Peter- und Paulskirche berühmte Rosheim, ganz in der Nähe Boersch, das mit seinem schönen Rathhause, seinen Thoren mit Zugbrücke und Fallgatter und dem ganzen Apparate der Befestigungskunst des 14. Jahrhunderts ein elsässisches Rothenburg sein könnte, wenn nicht leider überall der Verfall zu deutlich hervorträte. Im Norden des Odilienberges weisen die Ottrotter Schlösser, Lützelburg und Rathsamhausen, im Süden die Burgen Landsperg und Andlau uns die alten Sitze bekannter elsässischer Adelsgeschlechter; an ihnen vorüber und unter ihnen hin führen alte Wege, die als Römerstraßen bezeichnet werden, auf die Höhe des Berges, und zahlreiche, jetzt nur noch in schwachen Resten vorhandene geistliche Niederlassungen: Truttenhausen, St. Gorgon, St. Nabor, Niedermünster, St. Jakob, St. Nicolaus, sprechen für die auch früher schon vorhandene reiche Besiedelung dieser Gegend.

Wir lassen alle diese verblichenen Reste früherer Größe hinter uns und wenden uns, an Klingenthal vorüber, in das liebliche Thal der Ehn und später eines ihrer Seitenbäche, in dem eine schöne Fahrstraße bergauf zieht. Tiefe Waldeinsamkeit umfängt uns, kein Laut ist hörbar, als das Rauschen des klaren Waldbaches, der Schrei eines Raubvogels oder das leise Wehen des Windes. Hier und da blickt ein altersgraues Gemäuer aus dem Waldesgrün hervor, eine der Burgen: Hagelschloß, Dreistein, Kagenfels und Birkenfels, deren Ruhe selten durch Besucher gestört wird und die darum wohl erstaunt darein geschaut haben werden, als am 3. Mai d. J. plötzlich der glänzende Wagenzug des Deutschen Kaisers und seines Gefolges meteorgleich an ihnen vorüberzog und für eine kurze Zeit die sonst gewöhnliche friedliche Waldstille unterbrach. Langsam steigt der Weg bergan, bis er den Rücken des Berges erreicht hat, seltsames Mauerwerk wird rechts und links sichtbar, dann tauchen Gebäude vor uns auf: ein niedriger, langgestreckter Flügel mit einer Durchfahrt in der Mitte, noch wenige Schritte, und wir sind in Odilienbergs Klostermauern. Es ist ein friedlicher, stiller Platz, in den wir eintreten, von alten Linden beschattet, in deren Mitte kühles Wasser plätschert, das Wasser der am Berghange gelegenen Odilienquelle, das ein Pumpwerk auf die Höhe treibt. Links erheben sich, leider etwas zu modern geschäftsmäßig von den eigentlichen Klostergebäuden abstechend, die neuen Wirthschaftsgebäude für die zahlreichen Pilger und Touristen, rechts in der Ecke liegt die Klosterkirche, an deren Eingangsportale am 3. Mai d. J. zum erstenmale seit 546 Jahren wieder ein Bischof von Straßburg als Herr des Klosters einen Deutschen Kaiser willkommen hieß. Dicht daneben ist der Eingang zu dem eigentlichen Kloster und den Wohnräumen der für längere Zeit hier weilenden Gäste.

An dieser Stelle soll vor 1200 Jahren des Herzogs Eticho Tochter Odilia an der Stelle eines Schlosses ihres Vaters ein Kloster gegründet haben, um dadurch Vergebung für seine Sünden zu erhalten. Der Herzog hatte, so erzählt die Legende, als sein erstes Töchterlein blind und schwach zur Welt kam, den grausamen Befehl ertheilt, es zu tödten. Seine Gemahlin Bereswinde jedoch rettete das Kind nach dem Kloster Palma (Beaumes-Dames) in Burgund, und hier wurde es bei der Taufe sehend und wuchs zu einer blühenden schönen Jungfrau heran. Ihr Bruder, der mit dem Vater auf der „Hoinborch" lebte, ließ ohne Wissen des Vaters die Schwester kommen; als aber Eticho den Zug den Berg heraufkommen sah und erfuhr, daß die vermeintlich blinde Tochter in des Vaters Burg einziehen wolle, erschlug er in der Wuth den Sohn, der des Vaters Befehl zu trotzen gewagt hatte. Alsbald nach der That reute ihn sein rauhes Vorgehen, und der Haß gegen die Tochter verwandelte sich in innige Liebe. Vergebens aber suchte er Odilia zu bewegen, einem Freier die Hand zu reichen, da sie gelobt hatte, des Himmels Braut zu bleiben. Dem Drängen des Vaters und des Bräutigams entfloh Odilia durch das Rheinthal, und als ihre Verfolger bei Freiburg dicht hinter ihr waren, öffnete sich der Berg und verbarg sie. Nun gab der Vater seinen Widerstand auf und schenkte Odilia sein Schloß Hohenburg zum Bau eines Klosters, das bald durch den Ruf von Odilias Frömmigkeit und Wunderthaten zu hohem Ansehen gelangte und von nah und fern Pilger herbeiströmen ließ. Besonders berühmt ist die oben erwähnte Odilienquelle etwas abwärts vom Kloster; sie gilt als „heil'ger Born, ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt, und selbst der Blindheit nächt'ge Binde löst," da Odilia sie zur Labung eines müden Pilgers aus dem Felsen quellen ließ. So erzählt die Legende. Die Geschichte kennt das Kloster erst bedeutend später: 870 werden im Vertrage von Mersen neben den Städten Basel und Straßburg und den altberühmten elsässischen Benediktinerabteien Murbach, Ebersmünster, Maursmünster und Honau auch die Frauenklöster Hoinborch, St. Stephan in Straßburg und Erstein Ludwig dem Deutschen zugesprochen. Die erste Erwähnung Odilias geschieht in einer Urkunde des elsässischen Papstes Leo 11. der schon als Bischof von Toul die neue Klosterkirche geweiht hatte und nach seiner Erhöhung auf den päpstlichen Stuhl (1049) auf der Reise nach Rom dem Kloster wieder einen Besuch abstattete, dessen Aebtissin damals eine Verwandte von ihm war, die auch den Namen Odilia führte. Schon in dieser Zeit scheint die Odilienlegende völlig ausgebildet gewesen zu sein und durch die päpstliche Anerkennung nur die wünschenswerthe Bestätigung erhalten zu haben. Die Glanzzeit des Klosters fällt in das 12. Jahrhundert. Damals ernannte Friedrich Barbarossa noch als Herzog von Schwaben und Elsaß um 1140 eine Verwandte, Relindis, zur Vorsteherin des Klosters, das wie im Wohlstande so auch in den Sitten verfallen war. Ihrer thatkräftigen und zielbewußten Leitung gelang es bald, eine auserlesene Schaar von Jungfrauen um sich zu versammeln, und da sie es verstand, in Herrad von Landsperg, aus dem am Fuße des Berges ansässigen Rittergeschlechte, eine würdige Nachfolgerin heranzuziehen, so bietet in der zweiten Hälfte des 12 Jahrhunderts das Kloster Hohenburg das Bild eines vornehmen, für alle geistigen Strömungen der Zeit interessirten geistlichen Sitzes. Von Herrad rührte auch das leider unwiederbringlich verlorene Kleinod der Straßburger Stadtbibliothek her, das in der Schreckensnacht vom 24. zu 25. August 1870 ein Raub der Flammen wurde — der „hortus deliciarum." Freilich ist er nach unseren Begriffen ein etwas seltsamer Wonnegarten, da das merkwürdige Werk eher einem Konversationslexikon für die Nonnen gleicht, auch darin unseren jetzigen Konversationslexiken ähnlich, daß alles Wissenswerthe durch Herrads Hand mit einer Fülle von kunstreichen Malereien erläutert ward. Nicht weniger als 636 Bilder mit über 9000 Figuren schmückten den lateinischen Text, der ein rühmliches Zeugniß von Herrads staunenswerther Belesenheit und Gelehrsamkeit ablegt, und boten Aufschluß über alle Zweige des öffentlichen und Privatlebens. Die geistliche wie die weltliche Tracht, die Ritterrüstung und das Bauerngewand, Wagen- und Pferdeschirr wie die prunkvoll gedeckte Tafel — nichts fehlte in dem kostbaren Bande, von dem leider nur noch Umrißzeichnungen ohne Farben, auch diese nur in einer Auswahl des Ganzen, eine schwache Vorstellung zu geben im Stande sind.

Nicht alle Nachfolgerinnen Herrads glichen dieser hochbedeutenden und gelehrten Frau, und dieser Umstand im Verein mit häufig erwähnten Bränden ließ das Kloster in den folgenden Jahrhunderten rasch sinken. Als Kaiser Karl 4. am 4. Mai 1353 das Kloster besuchte und einen Arm der heiligen Odilia mit nach Prag nahm, waren bereits Zustände eingerissen, die eine zweite Relindis hätten herbeisehnen lassen sollen, aber der Böhme Karl war kein Friedrich von Schwaben. Die sogenannten englischen Kompanieen überfielen und verheerten das Kloster im 14. Jahrhundert; als es eben erst wieder anfing, sich von den Stürmen zu erholen, wurde es von den aufständischen Bauern gänzlich ausgeplündert und so kam es, daß nach einem abermaligen Brande im Jahre 1546 die Abtei ganz verlassen wurde. Sechzig Jahre später wurde von Prämonstratensermönchen aus St. Gorgon am Fuße des Berges Kirche und Kloster neu aufgebaut und dieser Neuaufbau mehrmals wiederholt, als der Dreißigjährige Krieg und die Kriege der Jahre 1673—1675 im Verein mit abermaligen Bränden immer wieder die eben hergestellten Gebäude in Trümmer legten. Der letzte Bau fällt in die Jahre 1687 bis 1692; es ist die Zeit, aus der die jetzige Kirche in der Hauptsache stammt, obgleich noch weit ältere Theile eingebaut sind. Ungefähr hundert Jahre durften sich die Prämonstratenser ihres Besitzes freuen, dann vernichtete die französische Revolution die Klosterherrlichkeit vollständig, die Gebäude kamen in weltlichen Besitz und kehrten erst 1853 wieder durch Kauf des Bischofs Raeß in den des Bisthums Straßburg zurück. Seitdem, hausen gastfreundliche Ordensschwestern in den wiedererstandenen Räumen und bieten dem müden Pilger wie dem einfachen Gebirgswanderer erwünschte Labung. Die fortwährende Erwähnung von Bränden und Verheerungen des Klosters Hohenburg, denn diesen Namen führen Berg und Kloster bis in unser Jahrhundert ausschließlich, machen es begreiflich, daß von alten Resten nicht viel mehr übrig sein kann. Die Kirche enthält von solchen vor allem die Kreuzkapelle, einen kleinen quadratischen, von vier Kreuzgewölben überspannten Raum, den eine kurze Mittelsäule mit merkwürdigen Verzierungen an Basis und Kapitäl trägt. Ein alter Sarkophag steht darin, angeblich der des Herzogs Eticho und seiner Gemahlin Bereswinde, sicher älter wenigstens als die Kapelle. Aus derselben Zeit stammt noch die anstoßende Odilienkapelle mit den Gebeinen der Heiligen und die darüber liegende Bibliothek, in der in neuester Zeit ein kleines Museum des Odilienberges eingerichtet ist. — Ein Gang verbindet die Kirche mit dem Kloster. In einer Ecke desselben ist noch ein altes Relief sichtbar eingemauert, den Herzog Eticho darstellend, der Odilia die Stiftungsurkunde des Klosters überreicht, den heiligen Leodegar und die Mutter Gottes über den Figuren der Aebtissinnen Relindis und Herrad. Dann aber tritt nach der Vergangenheit die Gegenwart in ihr Recht. Aus dem Kloster geht es in den Klostergarten, von dessen Terrasse aus entzückt der Blick hinabschweift. Wahrlich, Uhland hat mit Recht im „Herzog Ernst" der „Edelgarde" die Worte über den Odilienberg in den Mund gelegt:

„Wohlgelegen ist dies Stift.
Man sieht von seiner Schwelle weit umher,
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."

Tief unten im Thale liegen die Reste des Klosters Niedermünster, das ebenfalls von Odilia gegründet sein soll und ähnliche Schicksale wie das obere Kloster erlebte, im Walde verborgen die Kapellen St. Nicolaus und St. Jakob, über die wogenden Gipfel des Waldthales aber hinaus dehnt sich die weite Ebene des Rheinthales aus, einem lachenden Garten vergleichbar, dessen Fruchtbarkeit in der schier unzählbaren Menge von Städten und Dörfern sich kund thut. In der Ferne treten Straßburgs Häusermassen hervor, über die des Münsters stolze Spitze sich ragend emporreckt. Ueber Erwins Dome zieht sich wieder der Schwarzwald in langer Linie dahin, nach Norden springen die Vogesen ausbiegend in das Rheinthal vor, und nach Süden zu sind in weiter Ferne über dem Jura an günstigen Tagen der Alpen schneebedeckte Häupter sichtbar. Es ist ein unbeschreiblich schönes Bild, in dem sich Wald, Wasser und Weinberg, Gebirge und Ebene, Natur und Kunst zu einem harmonischen Ganzen vereinigen: schön, wenn des Morgens der erste Sonnenstrahl über dem Schwarzwalde golden heraufschießt, schön, wenn Abends die Schatten schon im Thale liegen, während oben das Kloster auf der Höhe noch sonnenglanzumfluthet in's Land hinausleuchtet. Nie aber hat mir der Odilienberg einen großartigeren Eindruck hervorgerufen, als wenn ich in früheren Jahren den Weihnachtsabend in der tiefen Stille des Klosters verbrachte. Wenn dann längst das Tageslicht verglommen war, der Schneesturm um die Klostermauern sauste, so daß unwillkürlich Scheffels Erzählung von dem Nebelschiffe aus Magonia, das um den Odilienberg fährt, in den Sinn kam, und es verständlich war, warum auf den benachbarten Elsberg der Tummelplatz des wilden Heeres verlegt wird, wenn dann allmählich die Mitternacht herankam, dann tönte aus all den vielen Ortschaften in der Tiefe der Schall der Weihnachtsglocken in hellem Diskant wie im tiefen Grundbaß einer schönen ehemaligen Klosterglocke herauf, und mit ihnen vereinte sich der dünne Ton des Glöckleins der Klosterkirche, in der mitten in der kalten Winternacht die alte und ewig neue Freudenbotschaft verkündet wurde: „Hodie Christus natus est — Welt war verloren, Christ ist geboren, freue Dich, freue Dich, o Christenheit!"

Auch hier oben in der Waldeinsamkeit des Odilienberges hat das Kreuz gesiegt über die Heidenwelt, denn eine alte, in die Heidenzeit zurückreichende Kultusstätte ist der Platz, wo heute das Kloster erbaut ist. Das seltsame Mauerwerk, das wir kurz vor dem Eintritte in den Klosterhof am Wege bemerkten, war ein Stück der alten Heidenmauer, auch eines Werkes „von unüberdentlicher Arbeit." In einer Länge von über 10,000 Metern (über 6 engl. Ml.) und einer durchschnittlichen Breite von 1,70 Metern (5½ Fuß) umzieht die gewaltige Mauer den ganzen Berg, meist noch 1—2 Meter hoch, theilweise noch höher und erfüllt den Epigonen mit Staunen und Ehrfurcht vor den Männern, die in altersgrauer Zeit mit ungenügenden Hilfsmitteln so riesige Massen aufzuthürmen vermochten. Ausgrabungen und Nachforschungen neuester Zeit machen es wahrscheinlich, daß schon in vorrömischer Zeit dieses kyklopische Mauerwerk errichtet wurde, jedenfalls mußte es eine Zeit sein, in der die Bewohner der Ebene vor Angriffen der Feinde eine Zufluchtsstätte für sich, ihre Familie und ihre gesammte fahrende Habe suchen mußten. Die bot ihnen die Heidenmauer, deren Umwallung auch einem großen Stamme Raum gab für vorübergehenden Aufenthalt. Darum waren auch die Blöcke so sorgsam aus dem Gestein des Berges ausgehauen und so gut gefügt und durch die Schwalbenschwänze verbunden, eigenthümliche Holzkeile von sandbuhrähnlicher Form, deren einige bis auf die Gegenwart sich erhalten haben. An das Vorhandene knüpften dann die Römer und die romanisirten Bewohner des Rheinthales an, legten Straßen zu der Zufluchtsstätte hinauf und bauten Warten, sofern nicht natürliche Felsblöcke ihnen als solche dienen konnten. Ein prächtiges Stück dieser Art ist der Wachstein in der Nähe des Männelsteines, der durch eine besondere Mauer mit der Hauptmauer verbunden ist. Der Blick von hier ergänzt den vom Odilienkloster in schönster Weise; wie dort nach Osten, so ist hier die Hauptaussicht nach Süden. Ueber dem grünen Kirneckthale erheben sich der Doppelthurm der Ruine Andlau und die Granitquadern der Spesburg, über denen, hier als langer Rücken hervortretend, die großartigen Trümmer des Kaiserschlosses Hohkönigsburg sich am Horizonte abzeichnen; hinter ihr blaut das Gebirge, Zug um Zug höher emporsteigend bis zu der schöngeformten Kuppe des Großen Belchen, und ganz in der Ferne sind an günstigen Tagen auch hier die Alpen der wirkungsvolle Abschluß.

Es fällt schwer, die Höhe zu verlassen, auf der Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Kunst in gleichem Maße anziehen, um welche Legende und Sage ihre reizvollen Ranken gesponnen haben, wie sie die Geschichte mit den Schicksalen des Landes zu ihren Füßen verknüpft. Wenn irgendwo im Elsaß, so gewinnt hier Fels und Wald seine Sprache und läßt die Gestalt der Menschen vor uns lebendig werden, die in vergangenen Jahrhunderten hier gelebt und gearbeitet haben und von denen jetzt doch keine Spur mehr geblieben ist, wie die unsere vergehen wird, während immer gleich nur die Gestirne von ihrer vorgezeichneten Bahn auf die Menschen und ihre Werke hinabschauen.

Am Sorgenweg.

Die Straße herunter — die Straße hinauf
Saß scheu und lüstern der Sorgen Hauf.

Mit Jedem, der da des Weges schritt,
Zog still und stumm eine Sorge mit.

Da kam ein Bursche von munterer Art
Mit fröhlichem Blick und leichtem Bart.

Der sah nicht die Sorgen, der sah ganz allein
Die liebliche Maid auf dem anderen Rain.
Dort stat sie mit wehendem goldenem Haar,
Mit lachendem, leuchtendem Augenpaar.
Er nahm sie mit Jauchzen in seinem Arm
Und barg sie singend am Herzen warm.
Die schwerste aus all' der Sorgen Hauf
Hing sich ihm an den anderen Arm darauf.

Wilhelm Sebert.

Schnadahüpf'l.

Die Welt is voll Faxen —
's laßt ihr d' Narrheit kei' Ruh'!
Wo d' hinschaust, mußt' d' lachen;
So verkehrt geht's oft zu!

O, Mama fahrt im Höferl
Ganz kurz, schneidig, teck,
Und 's klei' Baby watschelt
In ell'nlange Röck'!

W. Serbert.